

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Die höhere Schule

# Die höhere Schule

Verantwortlich: Oberreg.-Rat Prof. Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe, Schloßplatz 14/18  
Sachbearbeiter: Lehramtsassessor Dr. K. Friedrich Probst, Karlsruhe, Westendstraße 55

## Der Gletschervorstoß der Schweizer „Großen Eiszeit“ und seine Wirkungen am Südrande des Schwarzwaldes.<sup>1</sup>

Von Th. Buri.

Von allen eiszeitlichen Gletschern sind diejenigen der Schweiz mit am besten bekannt. Wir befinden uns hier auf klassischem Boden und an der Wiege der schon über hundert Jahre alten Eiszeitforschung.

Als der Rheingletscher einstens nordwärts weit über den Bodensee und bei Sigmaringen sogar über die Donau vordrang, da überdeckte der helvetische oder Naregletscher Teile des Schweizer Juras fast völlig, so daß im Nordosten dieses Gebirges nur einzelne Käme aus der Eiszüste hervorsahen. Einen ähnlichen Anblick kann uns heutzutage ein auf der Nordschweiz lagerndes Nebelmeer bieten. Noch etwas mehr Aufmerksamkeit als bisher verdient in diesem Gebiete die Frage, bis zu welchem äußersten Punkte die große Eismasse nach Norden vorstieß, ob sie noch den Schwarzwaldrand erreichte und wie weit sie noch an diesem Gebirge hinaufsteigen konnte.

Zwar haben Schweizer Forscher, vor allem Gußwiller und Blösch, dieses Vordringen auf den Schwarzwald behauptet, und in dem maßgebenden Werk von Penck und Brückner „Die Alpen im Eiszeitalter“ wurde diese Ansicht ebenfalls übernommen. Es ist vielleicht ganz gut, wenn später der Versuch gemacht wurde, den Schweizer Gletschervorstoß auf den südlichen Schwarzwaldrand in Abrede zu stellen. Denn das gab mit den Anlaß, die Frage noch einmal zu überprüfen. Bei dieser Gelegenheit wurden weitere, recht großartige Naturerscheinungen aufgehehlt, welche gerade dieses Randgebiet des ehemaligen großen Schweizer Gletschers zum interessantesten machen.

Den Hochrhein entlang, der den Schwarzwald im Süden begleitet, gibt es in verschiedenen, bis über hundert Meter gegenüber der Talsohle ansteigenden Höhenlagen Kiese flächen. Die höchsten davon, die sog. Deckenschotter, sind meist zu Konglomeraten verbatten. Nach diesen Vorkommen und solchen aus anderen Vorlandsgebieten der Alpen hat man den älteren und den jüngeren Deckenschotter, die Hoch-

terrasse und die Niederterrasse unterschieden und jeden dieser vier Schotter als Ablagerung der Schmelzwasser einer Eiszeit angesehen. Das hieße also, die Eiszeit sei eine vierfache gewesen und von drei warmen, dem heutigen Klima entsprechenden, sog. Zwischen-eiszeiten, unterbrochen gewesen.

Auf andere Einteilungsversuche brauche ich hier nicht einzugehen. Der weiteste Gletschervorstoß, jener bis auf den Schwarzwaldrand und bis über die Donau bei Sigmaringen, wird der „Großen Eiszeit“ zugeschrieben. Diese sehen manche Geologen als einen Nachstoß der dritten Eiszeit an, welche uns die Kiese der Hochterrasse geliefert hat. Dann wären auf die „Große Eiszeit“ noch die letzte Zwischeneiszeit und die letzte Eiszeit gefolgt. Andere Autoren und zwar besonders auch Schweizer sehen in der „Großen Eiszeit“ den ersten Abschnitt, den Auftakt der letzten Eiszeit. Für diese Auffassung spricht außer anderen Gründen die große Frische der Ablagerungen, wie sie bei der Hochterrasse nicht zu finden ist. Auf jeden Fall ist also die „Große Eiszeit“ der letzten Zwischeneiszeit entweder unmittelbar vorausgegangen oder unmittelbar gefolgt.

Daß das Schweizer Eis damals wirklich noch ein Stück auf den Schwarzwald vordrang, das beweisen Ablagerungen von alpinem Material bis auf Höhen von 500 Metern ü. M. Darunter befinden sich Moränen und stattliche erratische Blöcke bei Laufenburg, aber auch rechts des Rheines bei Tiengen, Bürglen, Birkingen usw. Auch Sande, die sich z. B. nach Schmidle bei Tiengen als Ablagerungen von Randströmen deuten lassen, zeigen den alten Eisrand an. Dergleichen sieht man bei dem am weitesten vorgedrungenen Gletscherrand am großartigsten. Denn das Schweizer Eis stauete die vorher südwärts in den Rhein mündenden Schwarzwaldflüsse, welche durch die Schmelzwasser der gleichzeitigen Schwarzwaldgletscher bedeutend verstärkt waren und eine Menge Sand und Gerölle mit sich führten. Dieses Material füllte im Laufe der Jahre die vor dem Schweizer Eis ange-

<sup>1</sup> Th. Buri, Zum Nordschweizer Gletschervorstoß der alpinen „Großen Eiszeit“ auf den Südrand des Schwarzwaldes. Salomon-Calvi-Festschrift (Geol. Rundschau XXIIIa, 1933).

starken Talseen völlig auf und breitete sich dann noch weiter den Eisrand entlang aus. Viel derartiges Geschiebe ist heute noch erhalten, obwohl die nach dem Rückzug des helvetischen Gletschers wieder frei gewordenen Flüsse eine Unmenge weggeführt haben. Um jene weiteste Eisrandlage zu studieren, sollte man vom Gasthaus Hohensfels oberhalb Albrück aus ostwärts den in vielen Gruben aufgeschlossenen Sand- und Kieswall beschauen und westlich davon von Schachen aus die entsprechenden massenhaften Bildungen aus vorwiegendem Schwarzwaldgeröll, das auch hier in zahlreichen Sand- und Kiesgruben gut zu sehen ist.

Unmittelbar nördlich von Schachen liegt genau in der Linie des ostwestziehenden Kieswalles eine Paghöhe, die von der Straße nach Tiefenstein überschritten wird. Diese Höhe, die selbst offenbar nur aus Kies und Sand besteht, trennt die beiderseitigen, sofort breiten und tiefen Talstücke, welche sichtlich ein zusammenhängendes, von Tiefenstein südwärts nach Schachen und weiter führendes Tal, ein alter Albtal, gewesen sein müssen. Bei Buch-Hohensfels waren durch die eiszeitlichen Schmelzwasser der Alb die Gerölle und Sande offenbar nicht ganz so hoch angehäuft worden, deshalb lief nach dem Rückzug des helvetischen Gletschers die Alb dort über und stürzte, statt wie früher über Schachen, zum Rhein hinab und nagte im Laufe der Zeit die heutige, wildromantische Schlucht oberhalb Albrück ein. Nirgends im süddeutschen Alpenvorland haben die Schweizer Gletscher etwas ähnlich Großartiges hervorgebracht. Nur im kleineren Ausmaße wurde ganz unweit nördlich von Sigmaringen vom gleichalterigen Bodensee-Gletscher die Lauchert gestaut und durch eine neue, kleine, malerische Schlucht, das Bittelschiefer Tälchen, entwässert. Noch ist dort von dem stauenden Moränenwall der Großen Eiszeit als große Seltenheit viel erhalten, weil ja der Bach nicht mehr darüber hinwegfließen konnte. Damit haben wir ein untrügliches Beweisstück für die Entstehungsweise solcher Flußablenkungen.

Noch ein ähnlicher Fall hängt mit dem Vordringen des Schweizer Riesengletschers an den Schwarzwald zusammen. Kommt man z. B. von Tiengen aus das Schlüchtal hinauf, so steht man bald bei Gutenburg einen an dreißig Meter hohen, mit dürftigen Ruinenresten geschmückten Porphyркеgel aus der Talsohle auftragen; es ist die Gutenburg. Die Entstehung dieser auffallenden Erhebung läßt uns die große Grube auf der Ostseite des steilen Hügels beurteilen. Deren Sande sind teilweise schräg geschichtet und geben sich dadurch als Seesande zu erkennen. Wir haben also dort ein anderes Beispiel, einen beträchtlichen Rest der alten, durch den helvetischen Gletscher verursachten Stausee-Auffüllung vor uns. Von diesem

Material wurde nur deshalb so viel geschont und erhalten, weil auch hier der Fluß in den von ihm herbeigeschafften Geschiebemassen seinen alten Lauf nicht mehr fand und durch einen neuen jenen Porphyркеgel aus der bisherigen rechten Talwand herauschnitt. Der Vorgang wird besonders dann begreiflich erscheinen, wenn wir berücksichtigen, daß auch der Schlücht die Schmelzwasser großer Schwarzwaldgletscher zur Verfügung standen, nämlich des Schluchseegletschers und eines bei Häusern ins Schwarzatal überquellenden Astes des Albgletschers. Der letztere, dessen Hauptteil bis Niedermühle reichte und die erwähnten Schmelzwasser für die Ausnagung der Albschlucht lieferte, war etwa so groß wie der größte der heutigen alpinen Eisströme, d. h. wie der Aletschgletscher!

Der Untergrund der Gutenburger Sande ist noch nie ergraben oder erhohet worden und kann sich gar nicht mehr hoch über dem heutigen Talboden befinden und erst recht nicht hoch über der daselbst liegenden, aus der letzten Eiszeit stammenden Schotterablagerung, der sog. Niederterrasse. Das ist nicht unwichtig, weil es einer manchmal ausgesprochenen Vermutung widerspricht, nach der sich der Schwarzwald seit der „Großen Eiszeit“ noch ziemlich gehoben haben soll. So etwas müßte also schon in einem früheren Abschnitt der Eiszeit vor sich gegangen sein; in der „Großen Eiszeit“ waren die Täler, von den Flußlaufverlegungen abgesehen, bereits schon tief eingenaht.

Kurz bevor man, talaufwärts kommend, im Schlüchtal die Gutenburg erreicht, zeigt eine Wegweiserfahel in ein rechtes Seitentälchen, in dem man alsbald einen hübschen, kleinen Wasserfall des Haselbaches trifft. Er ist wohl ebenfalls auf den großen Schweizer Gletscher zurückzuführen. Denn es ist doch sehr wahrscheinlich, daß die beim Rückzug jenes Gletschers noch immer sehr wasserreiche Schlucht den vorher angestauten Schutt viel schneller ausgeräumt hatte als der des Schmelzwassers entbehrende kleine Haselbach und sich deshalb auch früher wieder in den Gneis eintiefte. Daher bildete sich an der Mündung des Nebenbächleins ein Wasserfall und nagte sich seitdem bis an die heutige Stelle zurück. Unser kurzer Überblick dürfte wohl gezeigt haben, daß nicht nur die Ansicht der Geologen, die in ihrer großen Mehrheit für ein ehemaliges Vordringen der Nordwestschweizer Gletscher der alpinen Großen Eiszeit auf den Südrand des Schwarzwaldes eintreten, richtig sei. Darüber hinaus finden durch die Feststellung jenes gewaltigen Eisvorstoßes auch noch eine Reihe großartiger Gebilde jetzt ihre Erklärung und erscheinen erst als die interessantesten im nördlichen Alpenvorland. Als begleitende Ursache für diese Bevorzugung haben wir die Mitwirkung der Schmelzwasser der damaligen, selbständigen, großen Schwarzwaldgletscher kennen gelernt.

# Deutsche Dichter und Erzähler der Gegenwart über die Aufgaben des Sprach- und Stilunterrichts in der Muttersprache.

Von A. Friedrich Probst.

(Schluß.)

Das Verhältnis eines Volkes zu seiner Sprache ist nicht in jedem Zeitalter das gleiche. Vor allem die Geschichte der deutschen Sprache lehrt, daß unser Verhältnis zur Muttersprache immer dann am innigsten war, wenn uns politische Not Bestimmung auf unsere volkstumbildenden Kräfte lehrte. Die Begriffe Sprache und Volkstum sind heute ebenso wieder verschwistert wie im napoleonischen Zeitalter. „Die Lehre vom Volkstum ist das gesellschaftliche Selbstbewußtsein der Zeit und die philosophische Deutung der deutschen Erhebung“ sagt O. Ipsen<sup>12</sup> über die Entstehung des Begriffes Volkstum — das Urteil trifft auch auf unsere Zeit zu.

Das Ergebnis meiner Rundfrage berechtigt dazu. Einige Urteile mögen hier für das einstimmige Bekenntnis aller Befragten genügen.

Hans Fr. Blunk: „... Die Sprache gestaltet in Wirklichkeit die Gemeinschaft von innen her, sie formt in ihren sittlichen Sätzen, in ihrem Rhythmus, in der Wiedergabe der Geschichte der Väter und ihrer Weisheit, in den Geschichten des Glaubens das Leben der Völker, sie bildet es um. Sie erhebt uns in die Menschheit, sie sondert uns innerhalb der Menschen voneinander ab zu eigenen Wesensgruppen, sie unterscheidet Volkstum von Volkstum. ... Der stärkste — nicht der einzige, aber der stärkste bindende Ausdruck eines Volkstums ist seine Sprache; die Erhebung dieser Sprache, wie sie sich in der Dichtung, in der profanen und in der religiösen, vollzieht, ist also Steigerung des Volkstums in eine seiner höchsten Lebenskräfte.“

Josef Magnus Wehner: „Das Volk schafft nicht die Sprache als etwas willkürlich zu Schaffendes, sondern die Sprache schafft das Volk, sie drückt die Volkheit eines Volkes aus.“

Erich Bockemühl erblickt den Wert der Sprache darin, „daß sie das Volkstum formt und die Volksgenossen zur Gemeinschaft erzieht. ... Sprache ist Seele, die Sprachwertung geschieht nicht in erster Linie nach den Prinzipien der zweckhaft unterscheidenden Ratio, sondern aus den Gründen der innersten völkischen Instinkte. Sprache ist Rasseeigentümlichkeit, nicht etwa Ausdruck seelischen Wesens, natur-seelischer Artung, sondern sie ist dieses Wesen selbst. Die Sprache eines Volkes ist ein Werdenendes in dem Sinne, wie Novalis meint, daß das Volk ein Werdenendes ist. Die Sprache wird vom Einzelnen immerwährend neu geschaffen — in jedem Gespräch, in jedem innersten Kontakt von Mensch zu Mensch, Volksgenosse zu Volksgenosse — im Kontakt Lehrer — Kind, Dichter — Volk. In jedem Kontakt ist das Ewige angerührt, und im Ewig-Unendlichen gibt es keine Wiederholungen. Ganz gewiß ahmt das kleine Kind und ahmen wir alle Sprachen nach — aber nach unserem inneren

Vermögen, nach unserem notwendigen, metaphysisch bedingten Müssen. Im Kontakt der Menschen eines Volkes zusammen (der unsichtbaren Gemeinschaft der wahrhaft Geistigen) bildet sich Sprache — für uns die deutsche Sprache — immer neu — die eine Sprache, die dennoch differenziert ist als Ortsmundart, Sprache des Kindes, der verschiedenen Altersstufen, der Stände usw. — Wie das deutsche Volk verflacht, so verflacht seine Sprache — so verliert die Sprache an Klarheit, Bildlichkeit (im phonetischen wie begrifflichen Sinn bezüglich Wort und Ausdruck) und so versteht das Volk seine Dichter nicht mehr. Dichtung ist Sprache — und nicht gebraucht der Dichter die Sprache.“

Will Vesper bestimmt die Sprache als „Schaffkammer, das Gedächtnis des Volkstums, in dem sich die tiefste Wesensart des Volkstums offenbart und von dem aus auch wieder die Zukunft des Volkstums, seine weitere Entwicklung bestimmt wird. ... Nur wer auch blutsmäßig zu dem Volkstum gehört, dem die Sprache entstammt, kann auch sagen, daß diese Sprache seine Muttersprache ist.“

Der Dienst unserer zeitgenössischen Dichter und Erzähler an Sprache und Volk ist in seiner Eindringlichkeit dem vorbereitenden Schaffen eines E. M. Arndt zu seiner Zeit<sup>14</sup> zu vergleichen, den sie mit dem Chor ihrer Stimmen und durch die breitere Wirkung ihrer Arbeit auf die Schule und die Volksgemeinschaft noch übertreffen. Die befragten Dichter haben als Kämpfer und Wegbereiter des nationalsozialistischen Staates bereits den Weg zur Volksgemeinschaft gefunden. An uns Lehrern liegt es nun, diese politische Tat zu unserer Erzieheraufgabe zu machen: Wilhelm von Scholz betont, „daß Lehrer — im eigentlichen und übertragenen Sinne — heute die wichtigsten und unentbehrlichsten Vermittler zwischen Schaffenden und Aufnehmenden sind“.

Dichter und Erzähler waren nicht immer die besten Freunde der Schule<sup>15</sup>. Eine tiefe Durchdrungenheit von ihrer sprachlichen und stilistischen Aufgabe, man möchte sagen eine durchgehend metaphysische Auffassung von der Sprache zeichnet alle Antworten aus. Hanns Johsts Auffassung von der Sprache, wie er sie in einem Vortrag vor der Münchner Studentenschaft entwickelte, ist durch die Tageszeitungen bekannt geworden. Richard Euringer sagt u. a. über die Verantwortung des Wortes:

„Wenn es eines Beweises bedurfte, welche Wirkungen das Wort tut, so erbrachte ihn die Tat dieser deutschen Revolution. Oder zweifelt etwa jemand, daß die Saat, die heute ausbricht, gesät worden als lebendiges Wort? ...“

<sup>12</sup> Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache, 1805.

<sup>13</sup> O. Ipsen, Das deutsche Volkstum im Zeitalter Napoleons, Blätter für deutsche Philosophie, Bd. 5, S. 47 ff.

<sup>14</sup> Die Antworten enthalten keinerlei Kritik oder gar abfällige Bemerkungen über den Deutschlehrer wie bei W. Schneider, Meister des Stils, oder Fr. Schnaf, Wortkünstler über Gedichtsbehandlung, 1925.

An Leib und Leben erfährt das Volk, daß ein Wort Geschehe wendet, Riesenplanungen neu umstülpt, ganze Klassen aus der Klammer ihrer Selbsterniedrigung herausbricht, ungeheures Material an Maschinen und an Technik auf ein neues Ziel herum-schwenkt, Mammutorganisationen mit ganz neuem Geist durchglüht, Landschaften die Bande abreißt, die künstlich den Blutkreislauf schnürten. An Leib und Leben erfährt das Volk, daß im Wort der Schöpfer Geist tatsächlich am Werke ist, an den viele nicht mehr glaubten.

Ob bei Besprechungen, ob in Reden und Ansprachen, ob im Schriftstück, in Gutachten, im Urteil, in Vertrag und Brief, ob in gewaltigen Volksversammlungen wie an jenem 1. Mai; immer wirkt das Wort die Tat, in jedem Anruf, in jeder Zeile, die gelesen oder die geschrieben wird; wenn immer zwei beisammen sind, inmitten wirkt der Geist das Wort, und das Wort bewirkt die Tat. Es fährt ein Brausen durch das Land, müde straffen ihr Gebein. Millionen glauben wieder an das Wort, das Arbeit sein wird, Ehre sein wird, Frieden, Brot.“

Für L. B ä t e ist Sprache etwas ursprünglich Religiöses, „das aus der Anschauung des Geistes quillende Sagen der Seele“. Die Worte von Johannes S c h l a f klingen feierlich:

„Sprache ist nur in untergeordnetem Sinne eine Zweck-einrichtung. Sie entwickelt sich als eine immanente Gegebenheit, eine Potenz des Lebens, mit ihren Inhalten aus der primitiven Lautgebung des Urmenschen, des Tieres; hat sich auf dem Wege dieser Entfaltung, als eine Einheit, in die Sphäre der geistig intellektuellen Bewußtseinsstufe erhoben. Sie ist in solchem Sinne eine religiöse Gegebenheit, steht im Zusammenhang der absoluten Religio. Gott spricht durch uns und als wir. Und Gottes Sprache ist Ursprungslos; ob sie sich auch entfaltet.

Die Sprache ist im oben angedeuteten Sinne über-begrifflich, in der absoluten einheitlichen, göttlichen Lebensidentität S e i e n d e s, zugleich aber sich mit überbegrifflich, absolut gegebenen Inhalten E n t f a l t e n d e s.

Man darf von einem schöpferischen Empfinden des einzelnen sprechen und von einer solchen Befähigung. Aber wie sollte das verklingen, da der einzelne hierbei nichts entwickelt als jenes Absolutum? Wie aber der einzelne ewig in diesem enthalten ist, ihm unabtrennlich über Tod und Leben hinweg zugehört, so ist auch das, was man seine sprachliche Schöpfung („schöpfen“ bedeutet ja eigentlich „hervorholen“) nennen darf, auf welche Weise auch immer, unvergänglich. (Nicht genug kann, religiös, die Heiligkeit der Sprache betont werden. Wunderbar und ein Segen, wenn die große deutsche Revolution dazu beiträgt, und auch dies bewirkt, daß endlich in solchem Sinne wieder Sprachunterricht getrieben wird!)“

Dieser Wunsch eines über Siebzigjährigen, der noch aus einer andern Welt in unsere Gegenwart hereintragt und die Anerkennung seiner Auffassung von Sprache erleben darf, sei uns Jungen eine heilige Verpflichtung. Folgen wir ihm umso bewußter, weil wir von der Übereinstimmung zwischen neuromantischen Sprachwissenschaftlern und unsern Dichtern und Erzählern wissen! Legen wir unsern Schülern in den Lesebüchern das Schrifttum von Männern mit solcher Auffassung vor, erteilen wir deutschen Sprachunterricht in diesem Geiste, damit diese Auffassung von Sprache auf die jungen Menschen übergehe und ihre Dienste leiste bei der Erziehung zur Volksgemeinschaft! Dies ist umso eher möglich, nachdem die Sprache nicht mehr nach ihrem Sein (Humboldt-ἔργον), sondern nach ihrer Leistung (Humboldt-ἐνέργεια) im Mittelpunkt des Deutschunterrichts steht. Hierbei muß „stärker und bewußter als bisher der Gedanke tätiger deutscher Sprachbildung eingeordnet werden. An den höheren Schulen und Volksschulen soll der deutsche Sprachunterricht seine Kraftquellen aus den beiden Betrachtungsgebieten der Sprache beziehen: Einsicht und Sprachverständnis aus dem geschichtlichen Rückblicken und Beobachten; lebendiges Können und Sprachleistung aus dem erzieherischen Üben und Vorbildgeben; Liebe und Wertung aus beiden!“

<sup>10</sup> Deutsche Sprachbildung als Teilstück der nationalen Erziehung, bearbeitet im Auftrag des deutschen Ausschusses für Sprechkunde und Sprecherziehung von E. Drach.